



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rhodesia, einst und jetzt

Rhodesia, einst und jetzt

Schw. M. Leonore

Süid-Rhodesia, das ungefähr so groß wie Deutschland ist, kam im Jahre 1890 in den Besitz der Engländer. Der mutige Pionier, Mr. Cecil Rhodes, hatte nach langen Bemühungen einen Vertrag mit dem großen und ebenso gefürchteten König Lobengula abgeschlossen. Die Engländer erhielten damit die Erlaubnis, nach Gold und anderen Metallen zu graben. Es war ein mühevoller und gefährlicher Anfang unter den wilden Eingeborenen und den unbekanntem, klimatischen Verhältnissen; aber er wurde mit Erfolg gekrönt. Der Boden zeigte sich reich an kostbarem Metall und geeignet für die Landwirtschaft. Bald kamen viele Europäer, bauten sich Häuser und Städte, bearbeiteten das Land und trieben Industrie. So ist heute Rhodesia, das nach seinem Gründer benannt wurde, ein zivilisiertes Land mit allen modernen Verkehrsmitteln und Einrichtungen.

Geht man aber von der Landstraße ab und durchquert die endlosen, noch unbebauten Gebiete, so trifft man zahlreiche Spuren der Vergangenheit. Darum machen wir in den Ferien mit Vorliebe kleine und größere Entdeckungsreisen. So brachen wir auch an einem schönen Morgen auf. Unser Ziel waren die „Bushmen Paintings“, eine Kette von gewaltigen Felsblöcken, wo einst die wilden Buschmänner ihre Behausungen hatten. Die mächtigen Granitfelsen, die in allen Formen und Größen überall im Land herum zerstreut liegen, bilden ein charakteristisches Merkmal von Rhodesia. Es war nicht das erste Mal, daß wir dort hingingen; aber wir wußten, daß uns jedesmal neue Überraschungen erwarteten. Heute glich unser Ausbruch dem „Auszug aus Ägypten“. Voraus marschierten unsere eingeborenen Kandidatinnen mit Körben und Eimern auf den Köpfen, denn der ganze Tagesvorrat mit Kochgeschirren wurde mitgenommen, sonst wäre es ja kein richtiger „Picnic“. Hinter ihnen gingen die schwarzen und weißen Missionschwestern, alle mit einem großen Tropenhut ausgerüstet zum Schutz gegen die sengenden Strahlen der Afrikasonne. Im Gänsemarsch ging es voran, auf den geheimnisvollen Fußpfaden der Steppekinder. Man muß sich oft wundern, wie die Eingeborenen oft meilenweit alle ihre kleinen Pfädchen wissen, die zumeist auf beiden Seiten mit mannshohem Gras bewachsen sind. Wie wir die Straßen einer Großstadt kennen, so können sie in weitem Umkreis jeden Baum, Felsen oder Hügel unterscheiden. Ebenso merkwürdig ist die Genauigkeit, mit der sie die Zeit anzugeben vermögen. Die Sonne ist ihre Uhr. Fragt man z. B. „Wann werden wir an diesem oder jenem Ort ankommen?“, so zeigen sie mit der Hand nach oben und sagen: „Wenn die

Sonne dort steht“, oder „bevor die Sonne untergeht“, oder „nach zwei, drei Tagen“ usw. Bei weiteren Entfernungen fragen sie gewöhnlich vorsichtshalber: „Schwester, meinst du den Weg für dich oder für mich?“ Sie wissen, daß wir nicht wie sie ganze Tage ohne Unterbrechungen gehen können und sagen dann wohl: „Schwester, da kommst du nicht hin, da müssen wir dich tragen.“

Unsere heutige Wanderung war aber nicht so weit, und es ging fröhlich voran. Bald kamen wir an den Mascheke-Fluß. Das Wasser war niedrig, so konnten wir über die Steine hüpfen. Für uns Europäer bedeutet das ein kleines Kunststück, das selten ohne ein unfreiwilliges Fußbad abgeht. Aber was schadet's? — In wenigen Minuten sind Schuhe, Strümpfe und Füße wieder trocken. — November ist sonnige Frühlingszeit. Das wilde, unberührte Buschland war mit frischem Grün bedeckt. Gegen Mittag hatten wir die Hügelkette erreicht und suchten uns ein schattiges Lagerplätzchen. Ringsumher große Stille und Einsamkeit. Weit und breit keine menschliche Behausung oder irgendein Zeichen menschlicher Tätigkeit. Nun aber kam frisches Leben in die Wildnis. Ringsumher lag billiges Brennholz und schon loderte ein lustiges Feuerlein. Der Maisbrei und unser Tee waren bald zubereitet. Unter fröhlichem Lachen und Plaudern wurde Mittagsmahl gehalten. Wie das schmeckte! Ganz anders als daheim!

Nach der erquickenden Stärkung fingen wir an, die Felsen zu besteigen. An einem gewaltigen, überhängenden Block konnte man die Zeichnungen der Buschmänner sehen. Bäume, Tiere, wie Löwen, Affen, Schakale, sowie ganze Jagdszenen sind noch frisch erhalten. Von den ehemaligen Bewohnern dieser Wildnis ist jedoch längst keine Spur mehr vorhanden; sie sind von den stärkeren und kriegerischen Stämmen der Bantus völlig ausgerottet worden. Aber ihre Zeichnungen, die mit unauslöschbaren Farben in die harten Granitfelsen eingeritzt sind, geben von ihnen Zeugnis. Niemand weiß genau, vor wieviel hundert oder gar tausend Jahren sie hier ihr primitives Leben fristeten.

Inzwischen riefen uns einige frische Stimmen zu: „Komm hier herauf, hier ist eine Festung.“ Ganz steil ging es in die Höhe, von Fels zu Fels, ein richtiger Alpenaufstieg. Oben sahen wir ein niedriges Eingangstor. Die Zwischenräume von einem Felsblock zum andern waren mit rohen Steinen vermauert. Durch die Tür konnte nur eine einzelne Person kriechen. Langsam schlüpfen wir hinein und entdeckten im Hintergrund viele kleine Höhlen, lange Gewölbe, die durch den Berg führten, und Schlupfwinkel aller Art. Es war uns bald klar, daß wir uns in einer richtigen Mashona-Festung befanden, einem Wahrzeichen der geschichtlichen Ereignisse des letzten Jahrhunderts.

Die Eingeborenen von Rhodesia gehören, wie alle Südafrika-Neger, zu der großen Rasse der Bantus, die sich in viele Stämme teilt. Im Osten des Landes mit dem heutigen Zentralpunkt, der Hauptstadt Salisbury, leben die Mashonas; im Westen rund um Bulawayo die Matabele. Die Mashonas sind ein friedliches Volk, das sich von Ackerbau und Viehzucht ernährt. Sie wanderten in diese Gegend ein vor ungefähr 500 Jahren und kamen von Ost- und Mittelafrrika. Die Matabele waren ein räuberischer Kriegsstamm, eine Abzweigung der Zulus. Sie drangen vom Süden her vor mit ihrem Führer Mzilikazi, der sich von dem grausamen König Tshaka losgetrennt hatte, und nun hier sein eigenes Volk gründete. Natürlich brachten sie ihr heißes Blut und ihre unermüdliche Kampfeslust mit. Bald ertönte das Kriegsgeschrei in diesen sonst so friedlichen Gegenden. Wer sich zur Wehr setzte, wurde niedergemetzelt, Kraale gingen in Flammen auf, Frauen, Kinder und Viehherden wurden als Beute mitgeschleppt. Das waren schreckliche Zeiten für die armen Mashonas. Da flüchteten sie in ihre Felsenfestungen, ohne je ihres Lebens sicher zu sein. Unsere Kinder wissen diese Geschichten alle von ihren Großeltern. Manche alte Leutchen erzählen jetzt noch oft von jenen Schreckenstagen. Erst der Einzug der Europäer anno 1890 brachte Ruhe, Friede und Freiheit. Lobengula war der Sohn des Mzilikazi und letzter Matabelekönig. Bei einem Aufstand wurde er von den Engländern endgültig besiegt; seither herrscht der weiße Mann in diesem Lande und brachte all die Umwälzungen zustande, die in der Einleitung erwähnt wurden. Heute sind Mashonas und Matabele vielfach vermischt und genießen gemeinschaftlich die Segnungen der Zivilisation. Wir haben hier in unserer Schule mehrere Matabele-Mädchen, die sich zusammen mit ihren Mashona-Kameradinnen auf den Lehrerinnenberuf vorbereiten. Eine von ihnen, Maria mit Namen, ist sogar ein Nachkömmling des Lobengula. Sie ist eine der ersten Kandidatinnen für die noch zu gründende Schwesterngenossenschaft in ihrer Heimat. Erst vor wenigen Jahren, lange nach den Mashonas, haben sich die Matabele für den Samen des Christentums empfänglich gezeigt. Maria muß natürlich oft herhalten, wenn Entdeckungen gemacht und alte Erinnerungen aufgefrischt werden. Ihre Mashona-Freundinnen machen dann allerlei Bemerkungen über ihre „liebenvollen Vorfahren“. Ganz bescheiden gibt sie es zu und sagt: „Ich kann ja nichts dafür, daß meine Ahnen so böse waren.“

Es ist interessant, den Lauf der Geschichte in so lebendiger Anschauung zu betrachten. Nachdem wir unsere Festung genügend erforscht hatten, versammelten wir Schwestern uns auf einem Felsvorsprung, um in Gottes stiller Natur, an so denkwürdiger Stätte, das Offizium zu beten. Den einen Chor

bildeten die schwarzen Schwestern, die Enkelkinder jener, die einst hier ihre Zuflucht gesucht hatten, und den andern wir. Die Felsblöcke waren unsere Chorstühle. So klangen die Psalmen zum Lobe Gottes hernieder von der Festung, wo einst heidnische Tänze, wilder Lärm und Kriegsgetümmel herrschten. Da kam es uns allen so recht zum Bewußtsein, welch ein unermesslicher Segen das Licht des wahren Glaubens für diejenigen ist, die in Finsternis und Todesschatten sitzen.

3

Wenn Neger heiraten

Hat ein schwarzer Jüngling sich für die Ehe entschlossen, muß er naturnotwendig eine Braut suchen. Zu diesem Zweck entwirft der Schwarze einen großzügigen Plan, zusammengesetzt aus List und Diplomatie und verdrückter Schlaueit. In dem Augenblick, wo die Erkorene allein am Flusse ist, wird sie sozusagen verhaftet. Er schickt zu ihr zwei Burschen, die das Mädchen kurzerhand vor die unabänderliche Tatsache stellen, daß sie von N. N. geheiratet wird. Sie erfährt sofort auch Tag und Stunde.

Dieser Überfall muß sie scheinbar nach außen hin traurig machen. Ihr Negerherz aber ist sehr einverstanden. Sofort beginnen die langwierigen Vorbereitungen, im Vergleich zu denen das europäische Standesamt immerhin noch ein Galopprennen bedeutet. Die Freundinnen werden ins Geheimnis eingeweiht; die Eltern dürfen nur ja nicht davon erfahren. Viel Gewicht legt die dunkle Braut auf Perlen, welche sie in möglichst großer Menge kauft. Junge Weiber und Mädchen helfen bei der Ausstattung des Brautschmuckes.

Endlich bricht der festgesetzte Tag an! Das Wagnis wird begonnen. In Begleitung zweier Freundinnen pilgert die Tapfere zum Kraal des Bräutigams; der wäre ja nicht zu fürchten. Aber sein Vater! Nun, die Liebe riskiert alles, auch ein Donnerwetter mit einem künftigen Schwiegervater, das sie übrigens nicht allein ausfechten muß. Der Bräutigam schickt ihr nämlich heimlich eine Schar von Burschen und Mädchen als Bundesgenossen zum Kampf und Streit entgegen. Am Hause angekommen, versteckt sich das Mädchen und legt den mitgenommenen Schmuck mit der bekannten einheimischen Eitelkeit an. Zugleich ist sie sehr diplomatisch. Sie hält sich fern vom Schuß, und schickt kräftige Burschen in die Höhle des Löwen, d. h. des Schwiegervaters. Diese fragen und bitten, ob die Braut kommen dürfe. Nach altem Negerprogramm muß der künftige Schwiegervater nach allen Regeln der Kunst schimpfen: „Wer